

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern Haupttext und ein illuminirtes Modenbild; monatlich w e n i g s t e n s zwei literarische Beilagen unter dem Titel: „D e r S c h m e k e l i n g“ und m i n d e s t e n s eine besondere Kupferbeilage; dann außerordentliche Beilagen. — Halbjähriger Preis 4 fl., postfrei 5 fl. E. M. — Man pränumeriert im Kommissionsamt in Wien, in F. Temala's Kunsthandlung in Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Die Pariser Grisetten.

(Beschluß.)

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß einer von meinen Lesern, im leztverfloffenen Monate Mai in der Nähe der Rue St. Denis einen großen jungen Menschen mit Kasterhut und weißen Beinleibern, acht Tage hinter einander, mit einem nagelneuen Regenschirm herumwandeln gesehen hat. Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß einer diesem Fashionable, dessen Parapluie, stets bereit sich aufzuspannen, den Himmel zu einem Sturm herauszufordern, unter die Nase gelacht hat. Armer Eugen! Mit welcher Sehnsucht harrete er auf schlechtes Wetter.

Ich hatte ihm ausdrücklich verboten, sich vor dem günstigen Augenblicke dem Mädchen zu zeigen. Dieser günstige Augenblick war ein Platzregen; ein Platzregen präzis acht Uhr Abends. Eugen konnte vielleicht ein, zwei Monate warten müssen. Dieser Gedanke allein trübte ihm den Vorgenuß seines gewissen Glückes. Wer weiß, sagte er zu sich, wenn es dem Himmel einmal beliebt zu regnen! Und wird sie wohl, um einen Andern zu lieben, um mich zu vergessen einen Sturm abwarten.

Eine Woche später trübte sich gegen halb acht Uhr Abends zufällig der Himmel, große schwarze Wolken waren im Anzug. Gegen dreiviertel auf acht Uhr fielen einige schwere dicke Tropfen, um acht Uhr war ein herrlicher Regen fertig. Wer schildert Eugen's

Freude. Sein weites weißes Pantalon klebte ihm auf den Beinen, sein Kasorhut troff von Wasser, Alles dies machte Eugen zum nas-
festen, aber glücklichsten Menschen. Seine einzige Furcht war, der
Regen möchte plötzlich aufhören, oder das Mädchen vielleicht bei so
schlechtem Wetter ihr Magazin nicht verlassen. Aber die Arbeit ist
zu Ende, die Stunde zu gehen gekommen; wohl blickt man einen
Augenblick durch die Ladenscheiben zum Himmel hinauf: man zögert,
„warten wir noch einen Augenblick!“ heißt es. Endlich scheint sich
der Himmel aufzuklären, der Regen ist nicht mehr so stark, man
denkt, der Weg ist nicht weit, man schürzt sein Kleid hinauf und
macht sich auf die Kohlen.

Da kommt sie nun! Auf den Fußspitzen hüpfte sie auf den weiß
gewaschenen Pflastersteinen hin; ihre Hände sind unter dem Schürze-
hen versteckt, das Taschentuch flattert über dem Häubchen, und der
Kopf ist auf die Brust herabgesenkt, aus Furcht, das Gesicht nicht
naß werden zu lassen. Doch der Regen beginnt von Neuem. Eugen
fürzt herbei. „Darf ich vielleicht Mademoiselle meinen Schirm“ —
„Ich danke Ihnen mein Herr, ich wohne gleich hier in der Vor-
stadt.“ Diese Paar Worte sagte sie, ohne den Kopf zu erheben.
Eugen, der an ihrer Seite einherschreitet, nimmt sich wohl in Acht,
durch einen Fehlschritt ihre weißen Strümpfe zu besprizen. Alles
wäre dann verloren, so hatte ich ihm gesagt. Er streckt den Arm
aus, um den Regenschirm aufzuspannen; fährt aber immer fort, mit
der größten Vorsicht und in der gehörigen Entfernung zu gehen. —
„Aber, Mademoiselle, das Wetter ist abscheulich; Sie können un-
möglich ausschlagen.“ —

Nun erhebt sie die Augen und erkennt ihn. Ein leichtes Lächeln
blüht auf ihren Lippen auf. Sie läßt Eugen den Regenschirm
über sie halten. „Es ist aber auch wahr,“ sagt sie nach einem Au-
genblick Stillschweigen, in dieser Jahreszeit sieht man sich nie vor.
Wenn es Winter wäre, würde ich meinen Regenschirm nicht zu Hause
gelaufen haben.“ — „Und ich würde nicht so glücklich sein, Ihnen
eine kleine Gefälligkeit zu erweisen,“ sagte Eugen. „Wie froh bin
ich, daß es nicht Winter ist.“ — „Mein Gott, wie viele Mühe
mache ich Ihnen! Sie werden ja durch und durch naß.“

„Mein Parapluie ist so enge,“ murmelt Eugen.

„Es ist ein Parapluie nur für eine Person,“ bemerkte die
Grifette.

„Ja, Mademoiselle.“

„Der Herr lebt also noch für sich, wie ich sehe.“

„Nicht andere,“ seufzte Eugen.

„Ich habe dies nur an ihrem Parapluie errathen,“ sagte sie lächelnd.

Eugen segnete mich zehnmal im Geiste. „Ach,“ dachte er, „was steht nicht Alles in einem Parapluie!“

Der Platzregen wollte nicht aufhören. Es hätte einen Stein erbarmen mögen, Eugen zu sehen. Die Grisette warf ihm einen schmelzenden Blick zu.

„Nein, mein Herr, ich mißbrauche wirklich ihre Güte,“ sagt sie einige Schritte weiter. „Ach, wie Sie naß werden!“ —

„Mein Parapluie ist so enge,“ wiederholt Eugen.

„Es ist doch wahrlich nicht der Mühe werth, daß Sie wegen einer Person naß werden, die Sie nicht kennen.“

„Die ich nicht kenne, Mademoiselle!“

Hier verlor sich Eugens Stimme in einen bebenden Ton der Liebe, den das Mädchen nicht ohne Nührung hörte.

„Wenn ihr Parapluie nur etwas größer wäre,“ sagte sie einige Sekunden später, „so könnten Sie sich doch auch schützen.“

„Dann müßten Sie mir freilich da unten etwas Platz einräumen wollen,“ fügte er mit bittender Stimme hinzu, und da er in den lachenden Augen des Mädchens seine Antwort las, so rückte er ihr etwas näher. „Ich werde Sie geniren,“ sagte Eugen. „Wir haben niemals beide darunter Platz. . . Ei, sehen Sie nur, Ihr Kleid ist schon ganz naß auf der einen Seite!“

„Was ist aber nur zu thun?“ fragte das arme Kind.

„Wenn ich Sie bitten dürfte, mir Ihren Arm zu geben. . . wir würden dann weniger Platz brauchen. Ich bitte Sie, reichen Sie mir ihn,“ sagte Eugen schon etwas kühner, „oder ich lasse Ihnen den Schirm allein. Ich will lieber allein naß werden.“

Sie zögert noch einen Augenblick, dann schiebt sie ihren Arm unter den nassen Arm des jungen Menschen. Ich wollte wetten, sie merkte kaum, daß er vom Wasser troff. Ihr Köpfcgen träumte von Liebe; Eugen war in ihren Gedanken bereits ihr Geliebter. Eugen hatte die Grisette erobert.

Eines Morgens trat Eugen in mein Zimmer. Ein Kummer trübte sein Gesicht. „Solltest du wohl glauben, daß Josephine mich getäuscht hat.“ sagte er. — „Wie, ist es möglich?“ — „Sie war nicht mehr so sitzsam, wie ich mir sie gedacht hatte!“ — „Wirklich?“ — „Vor mir hatte sie schon Bekanntschaft mit einem kleinen aus der polytechnischen Schule.“

Ich konnte das Lachen nicht mehr bergen. „Hat sie dir sonst kein Geständniß gemacht?“ fragte ich ihn. — „Sie sagte mir auch,

daß sie mit fünfzehn Jahren“ — „Einen Duvrier zum Geliebten hatte?“ — „Wie, du weißt es also schon?“ — „Es bleibt mir darüber kein Zweifel. Der Erste, der sie liebte, war natürlich ein Junge von ihrem Alter und ihrem Stande. Wir andern kommen immer zu spät, mein Lieber, so gut wir es auch anfangen. Immer ist uns Einer zuvorgekommen, der vielleicht weder ein Kleiner aus der polytechnischen Schule ist, noch du,“ — „Aber warum kommen wir stets, wenn der Fehler begangen ist?“ — „Weil der Fehler stets begangen ist, bevor wir kommen.“ — „Ich will keinen Scherz, sondern Gründe.“ — „Gründe! Hier hast du einen trefflichen: die Sympathie des Alters und des Standes. Die erste Liebe eines Mädchens aus der unteren Volksklasse wird nie einen jungen Menschen zu ihrem Vertrauten machen, der nicht einen groben Kitzel und rauhe Hände hat,“ — „Wenn man dich hört, so gäbe es also gar keine ätzsame Grisette?“ — „Verzeih, es gibt solche, aber erst nach dem ersten Fehltritt. Tugendhaft ist jene Grisette, die nur Einen Geliebten hat.“

„Ach,“ erwiderte er mit einem tiefen Seufzer, „hättest du mir nur von dieser schlimmen Geschichte mit dem Duvrier gesagt, hättest du mich doch mit deiner Theorie des ersten Besten früher bekannt gemacht, so würde ich mir alle diese Mühe nicht gegeben haben, um einer Grisette zu gefallen.“

Eugen verließ mich, und ich bewunderte die Demoralisation des Jahrhunderts, in diesem braven Menschen unter den bravsten, den ich untröstlich sah, weil er nicht der Erste gewesen, der das Herz eines armen unschuldigen Mädchens aus dem Volke auf dem schlüpfrigen Pfade des Leichtsinns verführt hatte.

Am andern Morgen fand man den entzauberten Eugen beschäftigt — sein Parapluie zu verbrennen.

Anekdote von Salma.

Wenn Salma auf der Bühne stand, fürchtete er immer, daß etwas Lächerliches vorkommen könne, was die Illusion der Zuschauer störe.

In einer Provinzialstadt spielte er einst den Hochmeister Jakob Molay in den Tempelern von Renouard, und ward von den Mitspielenden sehr schlecht unterstützt. Im pathetischsten Augenblicke, als die Tempelherren, von Philipp dem Schönen verurtheilt, sich

zum Tode vorbereiteten und der Hochmeister, in heiliger Begeisterung rief: es ist keine Strafe, es ist

... „der Ruhm des Märtyrers,
Den er, Gott sei gelobt! uns allen reicht!“

bemerkte Salma neben sich einen Tempeler mit dem häßlichsten Gesichte, das man sich nur denken kann, mit einem Munde fast bis an beide Ohren, einer großen langen Nase und mit Augen, von denen das eine in das Parterre sah, während das andere sich nach dem Kronleuchter richtete. Salma'n fiel der Muth und er glaubte, der ganze Eindruck des Trauerspiels werde verfehlt sein; mit gen Himmel gestreckten Armen und ruhigem Blicke stand er indes da und gleich in diesem Augenblicke dem Gerechten, der die Welt zerschellen sieht und nicht wankt, rief jedoch, ohne im geringsten seine Stellung zu ändern, leise, aber zornig den Direktor der Truppe: „Herr Bernard!“

Herr Bernard befand sich ganz in seiner Nähe, hatte die Arme über einandergeschlagen, betete zu Gott und schickte sich zum Feuertode mit den andern Tempelern an, antwortete jedoch: „Herr Salma!“

Salma fuhr unterdessen fort:

„Es flamme das Feuer des Todes um uns!

Es funkte der mordende Stahl über uns!

Ich bin bereit! Seid ihr es? ...“

„Wer ist denn das Scheusal dort zu meiner Rechten, das man wie einen Menschen gekleidet hat? Wie konnten Sie eine solche Figur neben mich stellen?“

Bernard: „Ich bedaure recht sehr, Herr Salma.“

Salma: (als Hochmeister)

„Ja, Ihr seid's!

Ich danke dir mein Gott! du füllst das Herz

Mit einem Muth und, der größer noch

Als unser Unglück ist.“

Bernard: (mit thränenfeuchten Augen, gesenktem Haupte, mit Salbung) — „es ist wahr, er ist sehr häßlich; er ist ein Färber aus dieser Stadt, Namens Flamand, der aus Liebe zur Kunst spielt. Wir haben nicht viel Figuranten und ich sah mich genöthigt“ ..

Salma:

Gott will der Welt

Ein großes Beispiel geben. Diese Krieger,

Die für den Glauben stritten, die Tempel schützten etc.

„Sagen Sie ihm doch, er soll sich entfernen.“

Bernard (zu dem Färber, ohne ihn anzusehen) -- „Entfernen Sie sich.“ Alle Statisten entfernten sich, statt sich um den Hochmeister zu drängen. Voll Eifer und Begeisterung wandte sich Salma zu den Rittern und rief:

„O würdige Altter!“

„Wo sind denn die Einfaltspinsel?“

„Bernard (zu den Statisten): „So kommt doch! Kommt doch hierher!“ Die Statisten kommen in Menge zurück und der Färber mit der großen rothen Nase wieder an der Spitze.

Salma:

Brüder! unser Leben
Wird früher oder später uns geraubt.
Dreum segnet die Gefahren . . .“

„Hol ihn der Teufel! So gehen Sie doch, Herr Färber! und entfernen Sie sich von mir!“

„denn durch sie
Reigt Gott uns heute schon den Weg zu sich.“

„Er rührt sich nicht von der Stelle!“

„Doch soll ich eure Festigkeit betrüben“

„Verbergen Sie sich hinter den Andern!“

Der Färber. „Ich kann nicht hinter die Andern treten, sehen Sie. Ich bin am besten gekleidet, sehen Sie.“

Salma: „Scher dich zum Teufel, Pinsel!“

„Freunde!“ etc.

Der Färber: „Ich breche dem großen Schauspieler den Hals.“

Salma (ihn umarmend). „Ich werde dich zur Thüre hinaus werfen lassen.“

„Trostreiche Hoffnung du! glorreicher Tod!

Vom Blutgerüste steigen wir zum Himmel!“

und während dieser ganzen Szene zerfloß das Publikum in Thränen.

Körperkraft.

Ein gewisser Thomas Topham, der 31 Jahre alt, 5 Fuß 10 Zoll groß war und 200 Pfund wog, zeigte in London folgende Proben von Körperkraft:

1) Nachdem er seine Finger mit Kohlenasche gerieben hatte, damit er fester zugreifen könne, rollte er eine große und starke zinnerne Schüssel zusammen.

2) Er legte sieben oder acht kurze starke Pfeifenröhre auf den Daumen und den Mittelfinger und zerbrach sie hier mit dem Zeigefinger.

3) Er zerbrach einen starken Pfeifenkopf durch einen Druck zwischen dem Zeige- und Mittelfinger.

4) Er stellte einen andern starken Hufeisenkopf bei gebogenem Fuße unter das Strumpfband und zerbrach ihn hier, ohne die Deu-
gung des Fußes zu ändern, durch die Muskelkraft allein.

5) Er hob eine sechs Fuß lange Tafel, an welcher ein Zent-
neregewicht hing, mit den Zähnen auf und hielt sie eine ziemlich
lange Zeit in horizontaler Richtung. Die Beine der Tafel ruhten
an seinen Knien.

6) Er nahm einen drei Fuß langen und drei Zoll im Umfang
starken eisernen Schürhaken in die rechte Hand und schlug damit auf
seinen nackten linken Arm zwischen dem Ellenbogen und dem Hands-
gelenke, bis der Schürhaken fast in einen rechten Winkel gebo-
gen war.

7) Er nahm ein ähnliches Schüreisen, faste die beiden Enden
mit den Händen, hält die Mitte an seinem Hals, bog so die bei-
den Enden bis vor an sein Gesicht und das Eisen auch wieder fast
ganz gerade. Dieses letztere war das schwerste Stück, weil die Mus-
keln, welche beide Arme nach den Seiten hin von einander entfer-
nen, nicht so stark sind, als die, welche sich einander nähern.

8) Er zerriß ein zwei Zoll dickes Seil, das zum Theil um
einen 1 Zoll starken Zylinder gewickelt war nachdem er das andere
Ende an Lederriemen befestigt hatte, welche über seine Schultern
gingen.

9) Er trat auf eine kleine Erhöhung und hob bloß mit der
Hand eine steinerne Walze von 800 Pfund an dem daran befindlichen
Gerüste in die Höhe.

Entschuldigung.

Bonell Thornton liebte, wie mehrere andere Schöngelster vor
und nach ihm, den Wein etwas zu stark, so daß er oft die ganze
Nacht in Gesellschaft und den ganzen Morgen darauf im Bette zu-
brachte. Einmal las ihm eine alte Verwandte, die ihn besuchen
wollte und ihn zu Mittag noch im Bette fand, ganz freundschaftlich
den Text darüber und sagte endlich: „Bonell! Bonell! ich sehe,
du wirst deine Tage verkürzen.“! — „Sehr wahr, liebe...“
— antwortete er — „Sie müssen aber aus demselben Grunde zuge-
ben, daß ich meine Nächte verlängere.“

Der Modenkourier. Nr. 31.

(Paris, 15. Oktober 1832.)

1. Wir liefern unsern Leserinnen einige Details über die Ausstattung des Fräulein von W. Sie war eben so reich als elegant. Die Cachemirshawls schienen ein Geschenk des Großherren zu sein; denn die schönen, lebhaften und übereinstimmenden Farben, die bizarren Dessins und das ganze Ansehen trugen den orientalischen Stempel an sich. Einer war weiß und lang, von einem herrlichen Gewebe, die andern waren vieredig, schwarz und grün.
2. Unter den Puzkleidern bemerkten wir eines von kirchrothem und ein anderes von knospengrünem Sammet: ein sehr eleganter und nobler Winterschmuck. Ferner ein Kleid von weißem chinesischem Stoff, mit lebhaften und vergoldeten Farben bemalt.
3. Ein Kleid von weißem Atlas hatte blaue Streifen; in dem Zwischenraum befindet sich eine leicht brochirte Blumen säule, die so vortreflich gezeichnet ist, daß man sie für eine Handarbeit halten sollte.
4. Das Hochzeitskleid war von weißem Mouffelin, ganz glatt, mit einem Leib à la vierge, einem Kragen mit herabfallenden Spitzen, und langen Ärmeln.
5. Schärpen von Spitzen und Blondes und viele vortrefliche Phantasie-Schärpen von Seidenmouffelin mit maurischen Zeichnungen und von Cachemir.
6. Das Geschmeide war mehr elegant als prächtig; ein Schmuck, welcher besonders die Aufmerksamkeit auf sich zog, war von Saphiren mittlerer Größe mit Diamanten umgeben. Die Steine waren wie für einen Phantasieschmuck eingetheilt, aber mit einer solchen Grazie, daß sie sich unmöglich beschreiben lassen; sie kamen aus *Fossius Magazine*.
7. Die Stoffe von Seide oder glattem Cachemir sind für die jezige Saison und wahrscheinlich auch für den Winter in der Mode.
8. Morgens werden meistens Kravaten von Gros de Naples getragen.
9. Die modernsten Halsbänder haben einen schwarzen oder dunkelfarbigen Grund mit Cachemir-Dessins, welche die türkischen Teppiche imitiren.

Modenbild. Nr. 44.

Pariser Anzüge vom 15. Oktober. Koeffüre mit Bändern von schottischem Zwirn. Gestiftes Waffelkleid. Die Kleidung des Kindes ist nach neuester Art.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.



Modeblatt z. Spiegel.

1832.

XLIV.